

**Vielfalt als Qualitätsmerkmal in der PflegeRegionale Infoveranstaltung der
Altenhilfe in Kooperation mit der AWO-Koordinierungsstelle "Queer im Alter"
- 27.10.2021 -**

**Vortrag: Nora Eckert, TransInterQueer e.V. Berlin, mandatiert für das Thema
„trans* und Alter“ vom Bundesverband Trans* e.V., Autorin**

Welche Fragen tun sich auf bei dem Thema „trans* und Alter“? Beginnen wir mit den sogenannten Basics, mit grundlegenden Fragen wie beispielsweise:

Was heißt trans*?

Was bedeutet es, in unserer Gesellschaft trans* zu sein?

Warum ist es wichtig, dieses Wissen gerade an einen Personenkreis zu vermitteln, der in der Altenpflege tätig ist?

Wir nennen diese Wissensvermittlung auch Sensibilisierung. Worin bestünde ein sensibler Umgang mit Menschen, die sich als trans* bezeichnen, also worin genau bestünde diese Sensibilität?

Und schließlich: Warum beschäftigen wir uns erst heute mit dem Thema? Denn Transmenschen gibt es nicht erst seit heute.

Um mit der letzten Frage zu beginnen. Wir beschäftigen uns damit, weil es allerhöchste Zeit ist, weil das Thema trans* inzwischen im Alltag der Altenhilfe und der Pflegeeinrichtungen angekommen ist. Das Thema musste übrigens auch in den eher jugendbetonten LSBTIQ Communitys erst ankommen. Dort fehlte bislang ebenso die Wahrnehmung des Alterns und des Altseins mit all den Konsequenzen, die sich für das Leben daraus ergeben können. Es wird gerne ausgeklammert. Auch da bedurfte und bedarf es eines Lernprozesses. Der Mensch ist nun mal nicht „forever young“.

In der Mehrheitsgesellschaft sah und sieht das anders aus, denn in ihr gab es seit je ein wie auch immer bewertetes Generationenthema und ein daraus resultierender Umgang mit alten Menschen und mit deren Pflege. Wenn wir heute endlich LSBTIQ hinzudenken und speziell auch den Aspekt trans*, dann steht das auf jeden Fall für

einen Bewusstseinswandel, der viel mit der Akzeptanz von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt zu tun hat. Nebenbei gefragt: Was ist eigentlich der Unterschied zwischen sexueller und geschlechtlicher Vielfalt? Nun, bei dem einen geht es um die sexuelle Orientierung, etwa die Frage ob ich schwul oder lesbisch bin oder was auch immer. Im anderen Fall geht es um die Frage der geschlechtlichen Identität und das betrifft trans*, inter* - und vielleicht kennen Sie auch den Begriff nicht-binär.

Alle Menschen sind in ihrer Verschiedenheit gleich. Was im ersten Moment paradox klingen mag, heißt ja nur, dass alle Menschen eine Individualität, eine Persönlichkeit besitzen mit dem gemeinsamen Nenner des Menschseins. Das klingt vielleicht ein wenig abgehoben und abstrakt, aber diese Brücke brauchen wir. Denn dieses Menschsein wird in unserer Kultur mit Normen verbarrikiert und mitunter in Frage gestellt – etwa durch eine strikte Zweigeschlechtlichkeit und durch normative Mann-Frau-Beziehungen – wir sprechen hier von Binarität und Heteronormativität.

Klar, wir haben es mittlerweile zur Ehe für alle gebracht. Aber das halten keineswegs alle für eine menschenrechtliche Selbstverständlichkeit noch sind damit alle gesellschaftlichen und sozialen Hürden verschwunden, und gerade auch in einem Bereich wie der Altenpflege, wo es sehr spezifische Herausforderungen zu bewältigen gibt. Und zwar nicht nur für die Pflegenden, sondern genauso für die, die der Pflege bedürfen. Ich meine damit die Erfahrung, mit einem Mal abhängig geworden zu sein. Für Transmenschen, die in ihrem Leben stärker als andere um autonome Entscheidungen und um Integrität kämpfen mussten, mag diese Lektion des Alters emotional als ein noch massiverer Einbruch in ihr Leben empfunden werden. Denn nun kann erneut zum Problem werden, dass sie nicht oder nur bedingt der geschlechtlichen Norm entsprechen. Umso wichtiger ist es, sie in ihrer Eigenheit als Menschen richtig wahrzunehmen. Sie haben ein Recht darauf, so wie eben alle Menschen Respekt beanspruchen können.

Im Mai dieses Jahres hatten Sie hier bereits eine Veranstaltung zu „Pflege und Vielfalt“ und unter den Referent*innen befand sich ein Professor Klie. In seinen Ausführungen fand ich eine mir sehr sympathische Formulierung:

Vielfalt zeigt sich immer dann, wenn wir den einzelnen Menschen in seiner Einzigartigkeit ernst nehmen. Gute Pflege reagiert auf Vielfalt. Pflege zeichnet sich durch Empathie, durch Mitschwingungsfähigkeit, durch Interaktionskunst aus.

Weshalb er zum Leitprinzip guter Pflege folgendes erklärt:

Den einzelnen Menschen in seiner Einzigartigkeit, in seinem Gewordensein, in seiner Suche nach sich selbst – auch im Alter und unter Bedingungen von Pflegebedürftigkeit ernst zu nehmen.

Und was heißt das, wenn wir hier nun den Aspekt trans* hinzudenken?

Zum Beispiel dies: Was trans*Personen vom Rest der Menschen unterscheidet, das ist die Erkenntnis, eine vom Körpergeschlecht abweichende Geschlechtsidentität zu besitzen. Wie wichtig gerade das Identitätserleben ist, das erfahren Transmenschen in besonderer Weise. Und haben wir erst einmal erkannt, auf welcher Seite wir richtig sind, bleibt diese Erkenntnis unumstößlich wie es unausweichlich ist, die erkannte Identität zu leben. Das Dumme jedoch ist, dass wir auf der falschen Seite stehen, denn wir werden bei der Geburt nach Genitalien sortiert und die meisten glauben, das Körpergeschlecht repräsentiere unsere Identität. Aber das ist in unserem Fall ein Irrtum. Denn Transmenschen demonstrieren, dass beides unabhängig voneinander in uns existieren kann. Im Übrigen bin ich davon überzeugt, dass wir trans* geboren werden, dass wir nicht trans* sind, weil während unserer Sozialisation angeblich etwas falsch lief, also während unserer Kindheit und Jugend.

Für die Binarität sind Identität und Körpergeschlecht identisch, während Transmenschen erfahren, dass es auch anders sein kann und man einen Lebensweg korrigieren muss, der bis dahin in die verkehrte Richtung ging. Was sie auf dem Weg ins richtige Leben in und an ihrem Körper verändern und ob sie körperlich überhaupt etwas verändern sei es hormonell und/oder chirurgisch, ist individuell verschieden und hängt von einem ebenso individuellen Selbstverständnis ab.

Die landläufige Meinung hingegen, die vom binären Denken beherrscht wird, setzt das trans*Sein gleich mit dem, was man früher Geschlechtsumwandlung und heute Geschlechtsangleichung nennt – am Ende geht es immer um eine Anpassung an die Norm und um deren Bestätigung. Das ist aber nur eine Möglichkeit unter vielen, wie das trans*Sein gelebt werden kann. Auch wenn trans*Personen sich für eine chirurgische Lösung entscheiden, ist das so entstandene neue Körpergeschlecht vor allem eine technisch-ästhetische Angleichung an ein biologisches Vorbild. Ein Penis heißt dann Penoid und eine Vagina Neovagina. Biologisch betrachtet, bleibt jedoch eine unüberwindliche Differenz – und nicht allein wegen fehlender Keimdrüsen. Das wird

bei der Frage medizinischer Bedarfe schließlich eine Rolle spielen, ohne das hier im Einzelnen benennen zu können. Wir mögen in unserem Habitus noch so überzeugende Frauen oder Männer geworden sein, und zwar unabhängig vom körperlichen Status, so wird am Ende stets unsere trans*Körperlichkeit zuverlässig die Norm verfehlen, ob wir es wahrhaben wollen oder nicht. Das ist letzten Endes auch der Grund, weshalb die Mehrheitsgesellschaft gerade unsere geschlechtliche „Echtheit“ in Zweifel zieht.

Was bedeutet das alles? Ich will versuchen, es in ein paar Sätzen zusammenzufassen:

Erstens – stellen Sie sich Transmenschen nicht als eine homogene Gruppe vor. Das wäre so, als würden Sie sagen, alle Freiburger*innen sind gleich. Wir sind so individuell wie alle Menschen, gerade auch in unserem trans*Sein. Eigentlich sind wir ein getreuer Spiegel der Mehrheitsgesellschaft – es gibt eher feminine, maskuline oder androgyne Transfrauen so wie es eher feminine, maskuline oder androgyne Transmänner gibt – und wir können ebenso schwul, lesbisch, bisexuell oder heterosexuell sein wie alle anderen.

Zweitens – trans* lässt sich auf unterschiedliche Weise leben, es gibt da keine Standardeinstellung.

Drittens – verabschieden sie die Vorstellung, Transmenschen seien im falschen Körper geboren. Einige von uns mögen das so empfinden, man spricht hier von Geschlechtsdysphorie, weshalb sie ihren Körper nicht nur hormonell, sondern auch chirurgisch verändern – sie wollen im Wunschgeschlecht sozusagen verschwinden.

Viertens – für andere wiederum ist die Herstellung eines körperlichen Normbildes keine Option, weil sie eben nicht das Gefühl haben, in einem falschen Körper zu leben. Sie vermögen die vom Körpergeschlecht abweichende Geschlechtsidentität als stimmig und passend zu erleben, und zwar so kongruent wie Cis-Menschen sich in geschlechtlicher Hinsicht erleben.

Fünftens – vielleicht kommt Ihnen der Begriff Cis-Mensch unbekannt vor. Die Mehrheitsgesellschaft besteht aus Cis-Menschen, nämlich aus Menschen, die sich mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren, was Transmenschen bekanntlich nie tun. Beides stammt aus dem Lateinischen – zu übersetzen mit diesseits und jenseits.

Sechstens – weil das trans*Sein sehr unterschiedlich gelebt wird, können die Körper von Transmenschen demzufolge unterschiedlich beschaffen sein – gerade in genitaler Hinsicht. Sie werden Männer mit Vulva und Frauen mit Penis kennenlernen.

Und schließlich **siebtens** – Sie werden deshalb, wo es etwa um die Elternschaft von Transmenschen geht, gebärenden Vätern und zeugenden Müttern begegnen.

Aus all dem sollte erkennbar werden: Wir brauchen ein neues, erweitertes Bild von Geschlecht. Die Wirklichkeit kennt zwischen Frau und Mann eine Vielzahl von Möglichkeiten, die so echt wie das sind, was sie als Frau und Mann kennen.

Was heißt es, in unserer Gesellschaft trans* zu sein? Heute mit Sicherheit etwas anderes als in den 50er, 60er oder 70er Jahren, in denen wir völlig rechtlos waren und aus denen wahrscheinlich ein Großteil derjenigen Menschen kommt, die als 60plus Generation heute Hilfe und Pflege benötigen.

Gerade frühe trans*Biografien sind geprägt von Diskriminierung und Ausgrenzung bis hin zu Kriminalisierung. Ablehnungen konnte man durch die Familie, aber auch durch Freunde oder Kolleg*innen erfahren und in allen denkbaren Alltagssituationen. Das geschieht auch heute noch. Bis 1978 gehörte zu diesem Diskriminierungskatalog vor allem auch die fehlende Verrechtlichung unserer Existenz, also eine durch den Staat sozusagen institutionalisierte Diskriminierung. Da wir unsere Personaldokumente nicht ändern konnten, blieben wir beispielsweise ausgeschlossen vom regulären Arbeitsmarkt. Das ging so weit, dass Sozial- und Arbeitsgerichte uns für unzumutbar für die Gesellschaft erklärten. „Unzumutbarkeit“ ist O-Ton damaliger Rechtsprechung. Das bedeutete wiederum, wir galten bei Arbeitsämtern als nicht vermittelbar, konnten so auch kein Arbeitslosengeld erhalten. Nachtarbeit bot zumeist den einzigen Ausweg.

Erst 1978 war der Weg frei geworden für eine Verrechtlichung, nämlich durch die höchstrichterliche Annullierung des bis dahin geltenden Rechtsgrundsatzes der „Unwandelbarkeit des Geschlechts“. Auf dieser Basis konnte schließlich das Transsexuellengesetz auf den Weg gebracht werden, das 1981 in Kraft trat mit einer Namens- und Personenstandsänderung in besonderen Fällen, wie es in dem Gesetz hieß. Die Voraussetzung dafür war jedoch eine geschlechtsangleichende Operation, denn Transmenschen durften nicht fortpflanzungsfähig sein und bestehende Ehen mussten geschieden werden. Nun war ein Gesetz da, aber eine demütigende

Begutachtung blieb bis heute Praxis. Insgesamt sieben höchstrichterliche Urteile haben seither eine verfassungswidrige und menschenrechtsverletzende Rechtspraxis Stück für Stück abgeschafft. Spricht das nicht Bände?!

Es gibt wohl keine zweite gesellschaftliche Gruppe, die in unserem Staat so unwürdig behandelt wurde und noch wird, wie Transmenschen. All diese stigmatisierenden Erfahrungen sind in trans*Biografien eingeschrieben. Wie wir damit im Leben umgehen, hängt immer auch von der Persönlichkeit eines Menschen ab, von seiner Stärke oder Schwäche. Verletzlichkeit kann aber auch stark machen. Das entspricht mehr meiner Erfahrung. Aber psychische Verletzungen hinterlassen bekanntlich auch Narben, die andere nicht sehen, die trotzdem nie aufhören da zu sein.

Um zu einem respektvollen Umgang zu finden, ist die Kenntnis der Biografie eines Menschen mit Sicherheit nicht die schlechteste Voraussetzung. Dafür offen zu sein und zuhören zu können, erscheint mir unabdingbar.

Hier nun einige weitere zusammenfassende Sätze:

Erstens – so wichtig es ist, die Biografie eines Menschen mit all seinen Brüchen und Verwerfungen zu kennen, um zu einem besseren Verstehen zu gelangen, so wenig wollen wir auf unser trans*Sein reduziert werden.

Zweitens – Sie werden auf Transfrauen und Transmänner treffen, die nach ihrem eigenen Verständnis das trans*Sein mit dem Gang in den Operationssaal hinter sich gelassen haben und deren Ziel es war, sich in völliger Anonymität einen neuen sozialen Raum zu schaffen. Für sie kann die Konfrontation mit ihrem trans*Sein als Zumutung empfunden werden, als Tabubruch, und trotzdem ist das Wissen für Sie unerlässlich, wenn es um Fragen der Pflege und um medizinische Bedarfe geht.

Drittens – geben Sie Transmenschen die Chance, richtig angesprochen zu werden. Wenn Ihnen die Geschlechterrolle uneindeutig erscheint, ist der beste Weg, sich Klarheit zu verschaffen, indem Sie die Person fragen, wie sie angesprochen werden möchte. So könnte ein respektvoller Umgang beginnen.

Viertens – trans*Biografien müssen nicht per se Leidensgeschichten sein. Lebenswege sind nicht normiert, aber die Wahrscheinlichkeit, dass auch Negatives prägend dort eingezeichnet ist, ist groß und hängt naturgemäß mit unserem trans*Sein zusammen.

Was bis heute fehlt, das ist empirisches Wissen über das trans*Sein – zum Beispiel eine Sozialstudie, die uns die Bedingungen und Auswirkungen des trans*Sein in all seiner gesellschaftlichen Relationalität veranschaulicht.

Ich komme zum Schluss.

Haben Sie eine trans*Person kennengelernt, sollten Sie nicht glauben, dass die nächste genauso sein wird. Trans* eignet sich nur sehr eingeschränkt für Generalisierungen. Natürlich gibt es elementare Grundbedürfnisse, aber die betreffen alle Menschen, ansonsten geht es immer um den einzelnen Menschen. Respektieren Sie unsere Individualität, Akzeptieren Sie Normabweichungen so wie sie sind und versuchen nicht, neue Schubladen einzurichten. Zugleich will wohl kaum jemand ständig als Sonderfall behandelt werden, denn so zementiert man auch das Anderssein. Ja, Inklusion ist das Zauberwort, Dazugehörigkeit.

Mir ist bewusst, dass Ihre Arbeit auch einem Spagat gleicht: Auf der einen Seite eine enorme Wissensvermittlung und die Schaffung eines Bewusstseins für die Komplexität von Lebensweisen mit für sie unvertrauten Lebenserfahrungen und dabei auf der anderen Seite zu einer größtmöglichen Normalität im menschlichen Umgang zu finden. Aber es hilft hoffentlich, wenn wir miteinander reden. Einer meiner Lieblingsphilosophen, Charles Taylor, nannte den Menschen ein sprachbegabtes Tier – ja, wir sind nicht nur sprachbegabt, sondern auch der Vernunft und der Empathie fähig.

gez.

Nora Eckert